

# Heilige Flammen - Verehrung im Tod

Witwen und Sati: Wie eine unmenschliche Tradition Jahrhunderte überdauert hat

Eine Reportage von Thomas Berger

Es gab mehrere Ereignisse in den letzten zwei, drei Jahren, die diesbezüglich nicht zweifelsfrei zugeordnet werden konnten. Doch seit Anfang August hat Indien nach 15 Jahren wieder einen prominenten *Sati*-Fall. In einem Dorf im Norden Madhya Pradeshs verbrannte die 65-jährige Kuttu Bai zusammen mit der Leiche ihres Mannes. Ein Tod, der Fragen aufwirft und zum Nachdenken anregt.

Zwei Menschen. Zwei Gesichter, zwei Schicksale. Und doch im Grunde ein und dasselbe. Wir schreiben das Jahr 1987. Ein Dorf in den kargen Weiten von Rajasthan, jenem Landstrich Nordwestindiens, der ebenso hart und unbarmherzig wie würdevoll und fürstlich ist wie kein anderer. Schmal ist die Gestalt, die in langsamen, aber zielgerichteten Schritten auf den Holzstoß zumarschiert, der in Kürze brennen wird. Der weiße Sari hüllt einen zierlichen, aber auch zähen Körper ein, der innerlich gestählt ist vom Kampf ums tägliche Überleben, den hier jeder kämpfen muß. Minuten später fassen die Flammen nach dem Gewand, nach dem Körper, der gesamten Gestalt. Die Menge rundherum jöhlt begeistert. Die Dorfbewohner stehen, aufgereiht um die Brandstelle, und jubeln. Eine extatische Mischung aus Ergriffenheit und Begeisterung liegt in den Gesichtern. Nun haben sie sie, ihre *Sati mata*. Eine junge Frau, die dem uralten Ritus gehorchte und mit der Leiche ihres Angetrauten zusammen verbrannte. Roop Kanwar, so ihr Name, war die 18 Jahre ihres jungen, aber harten Lebens für die meisten ein Nichts. Nun ist sie plötzlich eine Heilige. Noch am gleichen Tag beginnt die Spendensammlung, um ihr zu Ehren einen großen schmuckvollen Tempel zu errichten. Nicht nur die Händler geben reichlich. Auch bei den Armen, wo der Geldbeutel sonst leer ist finden sich

etliche Rupien. Denn schließlich geht es darum, einer Heiligen ein Denkmal zu setzen.

## Opfergang oder Mord?

Doch die staatlichen Stellen legen sich quer: Immer wieder werden Spendengelder konfisziert und Polizisten verhindern schließlich den Tempelbau. Denn Roop Kanwar, das haben die Untersuchungen schnell und relativ zweifelsfrei ergeben, ist nicht aus freien Stücken auf den Scheiterhaufen gestiegen. Schon das Schreiten wie in Trance deutete darauf hin, daß ihr vermutlich Drogen eingeflößt wurden, um sie gefügig zu machen. Freiwillig wäre die 18-Jährige wohl kaum ihrem bei einem Unfall getöteten Mann in die Flammen gefolgt. Doch auch ohne glorifizierenden Tempelbau wird die junge Frau heute noch immer verehrt. Das Denkmal aus Stein hat die Staatsmacht zwar verhindern können - nicht aber das, was in den Köpfen der Menschen existiert. Denn nach wie vor ist der Ort, an dem Roop Kanwar starb, vielmehr ermordet wurde unter den Augen Hunderter, eine Pilgerstätte frommer Hindus. Die Mörder sind nie zur Verantwortung gezogen worden. Allen voran Schwiegervater und Schwager waren damals festgenommen und angeklagt worden; in einem skandalösen Urteil mit äußerst fadenscheinigen Begründungen sprach sie schließlich ein

Gericht 1996 frei. Roop Kanwar starb dabei gewissermaßen ein zweites Mal.

August 2002: Es gibt eine weitere *Sati mata*, einige Hundert Kilometer südöstlich jener Stätte von damals, nun im Panna-Distrikt im Norden des Unionsstaates Madhya Pradesh. Daß das Opfer diesmal bereits 65 Jahre alt war, macht keinen so großen Unterschied. Die Abfolge der letzten Minuten ist so ähnlich, daß es fast unheimlich wirkt. Still sitzt die in Weiß gehüllte hagere Gestalt auf dem Holz, rührt sich selbst dann nicht, als das Feuer nach ihr greift. So zumindest haben es Augenzeugen glaubhaft geschildert. Um die Parallelen zu komplettieren, sind auch diesmal etliche Beteiligte festgenommen worden - 15 Leute insgesamt, darunter zwei erwachsene Söhne des Opfers. Der Vorwurf: Mord. Diesmal waren es sogar 1.000 Schaulustige, die um den Flecken herumstanden, die erst still wie Kuttu Bai, dann begeistert-hysterisch den „heiligen Tod“ verfolgten, ohne daß jemand einschritt. Einige Polizisten, die die Witwe noch retten wollten, wurden mit wüsten Beschimpfungen, Prügel und Steinwürfen empfangen.

Zwei Ereignisse, anderthalb Jahrzehnte Zeitunterschied. Und doch ist es, als habe sich nichts verändert. So wenig, wie die Briten 1829 mit ihrem offiziellen Verbot der unsäglichen Tradition beikommen konnten, so lebendig ist dieser Ritus auch heute noch.





Witwen in Vrindavan (Foto: Thomas Berger)

## Die Stadt der Witwen

Sechs Stunden braucht der Zug von Delhi nach Vrindavan. Die Stadt fällt durch ihre unzähligen Tempel, die sie als Pilgerort berühmt gemacht haben, auf. Historisch wertvolle und architektonische Kleinode die einen, ganz neu, kunterbunt und mit allerlei Kitsch versehen die anderen. Dazwischen bewegen sich Gestalten in Weiß, dutzendfach. Vrindavan ist nicht nur die Stadt der Tempel, nicht nur die Stadt von Lord Krishna. Es ist auch die Stadt der Witwen. Wieviele es sind, die aus allen Regionen des Landes kommend hier leben, weiß niemand genau. Gut 2.000 sind es, sagen die einen, 5.000 die anderen. Genaue Zahlen vermag niemand zu nennen. Doch alle Einzelschicksale - ganz gleich, ob sie aus Bengalen, Rajasthan oder Punjab stammen, ob sie alt oder jung sind - verbindet nur das eine: Sie sind Witwen.

Knochig ist die Hand, die sich dem Passanten entgegenstreckt, müde die Augen in dem Gesicht, dessen Blick das des Gegenübers sucht. Ein paar Münzen klappern in dem Blechgefäß, und nun kommt eine weitere dazu. Ein dankbares *Namaste* der knorrigen Gestalt mit den hundert Falten in der Haut. Dann ist der andere schon weiter, verschwindet im Tempelinneren. Vorbei an all den anderen Körpern im weißen Sari, die ebenfalls bittend-bettelnd die

Hände ausstrecken oder wenigstens den Kopf heben. Vrindavan, die Stadt der Witwen. Jung wie Roop Kanwar sind die einen, halbe Kinder noch, das Leben kaum gelebt und doch so gut wie am Ende. Betagt wie Kuttu Bai die anderen. Überlebenskampf und Entbehrungen spiegeln sich in ihren Gesichtern, die jedes Lächeln anscheinend schon vor langer Zeit verloren haben. Nur als Bettlerinnen können sich die Witwen durchschlagen. In Vrindavan haben sie es eine Winzigkeit besser, als womöglich daheim. Hier singen sie mehrfach täglich im Tempel, erhalten dafür eine Schale Reis und etwas *Dal*. Für die Unterkunft müssen

sie bezahlen - Geld, das sie sich am Tempelzugang von den Gläubigen erbetteln.

## Denkmäler im Kopf für heimliche Heilige

*Sati*. Vier Buchstaben, die einen Tod beschreiben, dessen Interpretation bei gläubigen Hindus auf der einen und Europäern auf der anderen Seite verschiedener nicht sein könnte. Eine heilige Handlung mit vielhundertjähriger Tradition ist es für die einen. Menschenverachtender barbarischer Mord für die anderen. Selten prallt das Kulturverständnis so frontal aufeinander. Wie weit *Sati* in der Geschichte zurückreicht, ist bei Historikern und Religionswissenschaftlern bis heute umstritten. Bereits vor 5.000 bis 5.500 Jahren wollen einige die Ursprünge festmachen, andere erst im ersten Jahrhundert der modernen Zeitrechnung. Unstrittig ist nur, daß der Brauch vor 700 Jahren im gesellschaftlichen Leben fest verankert wurde. Insbesondere im 13. und 14. Jahrhundert kamen unzählige Witwen - zumeist aus den Kriegerkasten - auf diese Weise um. Ob ein *Raja* tatsächlich die 500 Frauen seines Harems solcherart mit in den Tod nahm, wie eine Überlieferung erzählt, ist weder bewiesen noch wider-

legt. Zumindest denkbar wäre es. Lieber, als die Witwe als Kriegsbeute in die Hände der Feinde fallen zu lassen, sollte sie von den „heiligen Flammen“ verzehrt werden. Selbst europäische Reisende, die sich zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert in Indien aufhielten, berichteten als Augenzeugen über *Sati*-Fälle. Auch sind aus dieser Zeit Zeichnungen überliefert, die Szenen dieser Art darstellen. Erst die machtvolle hinduistische Reformbewegung des 1828 gegründeten *Brahmo Samaj* vermochte es mit Hilfe der Kolonialherren, dem Brauch wenigstens juristisch einen Riegel vorzuschieben. Im Folgejahr erklärten die Briten *Sati* für illegal, was indessen nichts daran änderte, daß die Tradition in verringertem Umfang und eher im Geheimen weiterlebte. Mitte des 20. Jahrhunderts dann, mit Erreichen der indischen Unabhängigkeit, für die auch etliche Witwen in vorderer Front gekämpft hatten, schien der unmenschliche Brauch endlich „ausgestorben“ zu sein.

Wie sich insbesondere 1987 herausstellte, war dies ein Trugschluß. Und auch in diesem Jahr zeigt sich erneut, daß der Ritus lebt. Kuttu Bai ist nun eine *Sati mata* und wird verehrt, auch wenn ihr der Tempel verweigert bleiben wird. Im Bewußtsein der Menschen hat sie viele Denkmäler erhalten. Etwas allerdings ist anders, als damals bei Roop Kanwar. Die kritische Gegenöffentlichkeit ist machtvoller und auch der Staat geht mit noch größerer Härte vor. Madhya Pradeshs Regierung hat bereits entschieden, dem Dorf eine Kollektivstrafe aufzuerlegen und jegliche finanzielle Unterstützung für die nächsten Jahre zu sperren. Die Unionsregierung ist aufgefordert, ebenso zu reagieren. Und die nationale Frauenrechtskommission überlegt bereits, welche weiteren wirksamen Strafmaßnahmen es noch geben könnte. Die Politik ist sich weitgehend einig: Keine Toleranz gegenüber einer Tradition, der bereits Tausende Frauen zum Opfer gefallen sind. Die fromme Landbevölkerung dagegen schüttelt den Kopf, hebt drohend die Faust und stellt sich dagegen - wer den längeren Atem hat, muß sich erst noch erweisen. **D**